

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1929)
Heft: 10

Artikel: Das Fest von Aranjuez
Autor: Gasset, José Ortega y
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759846>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Fest von Aranjuez

von José Ortega y Gasset

Im Spätherbst 1913 vereinigte sich, aus Anlaß einer unterbliebenen akademischen Ehrung Azoríns, eine Schar spanischer Schriftsteller im Parke von Aranjuez, um die unterbliebene Ehrung unakademisch nachzuholen. Alle Ansprachen, Briefe, Telegramme wurden im Folgejahre zusammen mit Azoríns Antwort als eines der zierlichen Bändchen des Madrider Studentenheims herausgegeben unter dem Titel *Fiesta de Aranjuez en honor de Azorín*. Aus dieser vielstimmigen Denkschrift dolmetschen wir die Stimme Ortegas, der als Initiator und erster Redner Azorín also begrüßte:

Freund Azorín: Dieses bescheidene Fest, das wir Ihnen darbieten, hat wie der Traum vielfachen Sinn. Den vollsten und umfassendsten, den mögen Sie ihm selber geben. Der bescheidenste und nächste, darum noch nicht geringste, ist der, daß hier ein paar Menschen zu dem einzigen Zweck zusammenkamen, mit Genuß das Heilige Sakrament des Beifalls zu vollziehen. In unserer Heimat, in der man so viel lobt, ist deswegen der reine Wille zum Lob durchaus nicht häufig. Man spendet freigebigen Beifall dem mächtigen Politiker, was doch nichts andres ist als niedrige Bettelei oder dann Haßbezeugung gegen die feindliche Partei. Andere Male spendet man Beifall den nationalen Ruhmestiteln – auch das ist keineswegs ein reiner Beifall. In den sogenannten nationalen Ruhmestiteln pflegen wir uns selber immer ein bißchen mitzuloben.

Sie aber, Azorín, Sie sind kein mächtiger Politiker und, es ist klar, kein nationaler Ruhmestitel. Das heißt, nennen wir nur die Sache mit dem Wort, Sie sind, Freund Azorín, beinahe nichts. Sie sind nur ein erlesener Artist, Verfasser von ein paar wundervollen Seiten, deren Schönheit dauern wird, ohne zu altern. Nichts mehr, nichts weniger, und dem gilt unser Beifall, der diesmal ein reiner Beifall ist. Denn er kommt aus unwiderstehlicher Ergriffenheit des Geistes, wie sie ein jeder ehrenhafte und empfindende Mann vor der Vollkommenheit, wo immer sie erscheint, verspürt. Ich glaube nicht, daß es sinnlos wäre, in unserer Gesellschaft einläßlich und gewissenhaft diesen wohlgeborenen Seelen

eigenen geistigen Luxus zu pflegen, der darin besteht, überall und immer Anerkennung des wirklichen Verdienstes zu verlangen – trotz Neid, Leichtsinn, Verachtung und Unaufmerksamkeit. Wo nämlich nicht Brauch ist, was ich sage, verliert das öffentliche Leben Perspektive und Hierarchie, tragen die Unberufenen den Sieg davon und setzt die List sich auf den Thron.

Empfangen Sie diesen Beifall als unmittelbaren, klaren Ausdruck unsrer Huldigung. Er gilt Ihrer Muse, einer denkerischen, stets wägenden Muse, die weichen, unfaßbaren Wohlgeruch verbreitet und daher, im Walde der Literatur, gleich einem Veilchen ist.

Wie ehemals – Sie selber sind es, der es uns erzählte – die Sanchos von Criptana Sie im Flug entführten und in die Mancha versetzten, so geleiten wir Sie heute an diesen Ort romantischen Gedenkens, anspielend auf den Charakter Ihrer Poesie, welche die spanische Klassik verflocht mit der Bewegtheit der Zeit von 1835. Niemand hat, nach Galdós, liebevollere Blicke auf jenen Abschnitt unseres 19. Jahrhunderts gerichtet, der zwar arm an Resultaten, aber reich an Bestrebungen und Zielen war. Indem wir an diesem Ort zusammenkamen, schien es uns, wir läsen auf einer Ihrer Seiten, gewoben aus Erinnerung und Schauern des Gefühls.

Zwei Paraphrasen

von Azorín

Autorisierte Übersetzung von Anna Maria Ernst-Jelmoli

Die folgenden Paraphrasen Azoríns enthalten Auslegung, Umdeutung und Erweiterung zweier Novellen des Cervantes. Es geht aus dem Text Azoríns selber hervor, daß es sich handelt um *Die angebliche Tante* und *Die berühmte Küchenmagd*.

ENTLAUFEN

Die reichste Blüte der Universität Salamanca fiel ins XVI. Jahrhundert. Zehn bis zwölftausend Studenten belebten die Hörsäle in der zweiten Hälfte dieses Säkulums. Die Straßen der edlen Stadt wimmelten von jungen Kastiliern, Basken, Andalusiern und Estremenen. Unter die Sprachen und Dialekte der spanischen Provinzen mischten sich englische Kehllaute und die rauhe Redeweise der Deutschen. Vom frühen Morgen bis zum Abend widerhallten Höfe und Gänge von hitzigen Wortgefechten, von Gelächter, von Rufen, von unaufhörlich lärmigem Kommen und Gehen auf den breiten Fliesen. Die Speisehäuser und Trinkstuben waren überfüllt. Zahlreiche Bauernfänger lockten unvorsichtige junge Leute in die gefährlichen Spielhöllen; und behutsam schritten die alten Kupplerinnen ab und zu mit ihrem langen Rosenkranz, ihrem groben Spitzentuch, mit Nadeln und Wolle zum Spinnen. Die reichen Jünglinge führten je nach dem Wohlstand ihres väterlichen Hauses einen ganzen Staat von Bedienten und Hofmeistern mit sich – wie es uns Vives in seinen *Lateinischen Dialogen* schildert. In letzter Einschränkung lebten die Armen: aufs bitterste gespannt erwarteten sie die immer wieder verzögerte Ankunft des Boten mit dem Geld; die ungewöhnlichsten Mittel und Wege ersannen sie, um der schlimmsten Not zu entrinnen; sie stahlen aus den Kisten der Zuckerbäcker; sie versetzten und verschleuderten ihre Schwerter; es kam vor, daß sie ihre Möbel in Stücke schlugen, um sie zu verfeuern; nachdem sie alle andern Hilfsquellen bis zum Überdruß erschöpft, unternahmen sie unzählige Wuchergeschäfte. Reich und arm fand sich in guter Kameradschaft, ging es an ein tolles Fest oder an einen großen Radau. Kein Tag verstrich, an dem nicht ein wildes Stücklein die Stadt in Bewegung setzte;

zum Alltäglichen gehörten die Neckereien und Katzenmusiken, womit die jungen Leute irgendeinen steifen, zopfigen Hidalgo bedachten; jede Nacht gab es heftige Zusammenstöße mit der Polizei, wenn diese ein Ständchen verbieten wollte; in den Prüfungen, durch die neueingetretene Studenten geschleift wurden, erschöpfte sich die grausamste Laune.

Zu jener Zeit, von der wir sprachen, besuchte ein Jüngling aus einer Ortschaft der Mancha die Universität. Er liebte nicht das laute Getriebe. Er wohnte in einer entlegenen Gasse, am Ausgang der Stadt, in der Nähe der Felder. Er lebte bei einer Familie aus seiner Heimat. Hoch oben im Haus hatte er sich einquartiert; sein Zimmer ging auf eine Galerie mit eisernem Geländer. Von dort aus sah man über alle Dächer und Türme hinweg in der Ferne, klar umrissen, den großen Turm der Kathedrale. Die scharfen, biegsamen Spitzen von Zypressen überragten die Mauern eines entfernten Hofes. Viele Stunden verbrachte unser Student, auf das Geländer gestützt, versunken in die Betrachtung des Turmes im Himmelsblau, oder den Wolken mit dem Blicke folgend, die bald rasch, bald langsam vorüberzogen. Und dort, etwas näher, jene spitzen Wipfel der Zypressen, die mitten im braunen Gewirr der Dächer aus dem Gefängnis ihres Hofes emporstrebten in den freien, weiten Himmelsraum, erschienen ihm als Sinnbild seines eigenen Verlangens, seiner Sehnsucht.

Nur selten landete unser Schüler in den Hörsälen der Universität. Auf seinem Tische ruhten staubbedeckt, in ungestörtem Frieden, die Lehrbücher des göttlichen und weltlichen Rechts; aber es flogen von Hand zu Hand die leichten Bände eines Petrarca, eines Camoëns und Garcilaso. Viele Stunden verbrachte der Jüngling in die Lektüre der Dichter vertieft, in die Betrachtung des Himmels versunken. Von Zeit zu Zeit besuchte ihn ein Freund, ein Landsmann, und gemeinsam durchwanderten sie die Stadt und ihre Umgebung. Bei diesen Streifereien war es den Jünglingen ein Genuß, jeden Winkel der Stadt aufzustöbern, um all ihre Schönen ausfindig zu machen; begeistert für die Poesie in Büchern liebten die Freunde mit derselben Inbrunst die lebendige Poesie der weiblichen Schönheit und die Poesie der Landschaft. Wenn sie dann ihr Auge also erquickt, so kehrte jeder zurück zu seinen Gedanken, und unser Freund, von neuem allein, stützte sich lange auf das Geländer oder er genoß – fern von den staubigen Hörsälen – den begnadeten Gesang eines Garcilaso und Petrarca.

Eines Tages erblickte unser Freund auf einer seiner Wanderungen ein wunderschönes Mädchen. Keiner von seinen Kameraden kannte es.

Das Mädchen war groß, schlank, mit geschwungener Nase. Seine Haut war dunkel, die schwarzen Augen blitzten von Klugheit und Schalkhaftigkeit. Beim Anblick des Mädchens ward dem Studenten zu Mute wie einem, der plötzlich eine unbekannte Welt betritt. Heftig und verschwiegen war seine Leidenschaft: die Leidenschaft eines Einsamen, eines Dichters. Das Mädchen lebte mit einer alten Tante und zwei Mägden. Nach und nach wurde ruchbar, daß die Schöne manches an Abenteuern vollbracht in mehreren Städten Kastiliens. Der Student ließ sich nicht warnen; er schreckte nicht zurück vor der vergangenen, wilden Geschichte seiner Geliebten. In Bälde vermählte er sich mit ihr und führte sie in seine Heimat. Bei seiner Ankunft erzählte er seinem Vater, der schon sehr alt war, das Mädchen sei eine Tochter aus vornehmem Hause, die er entführt.

Das Ereignis beschäftigte ganz Salamanca. Den getreuen Bericht findet man in der *Angeblichen Tante*. Als die Vermählung des Studenten bekannt war, fehlte es nicht an Leuten, die dem Vater des Jünglings schrieben und ihn über den niedern Stand seiner Schwiegertochter unterrichteten. «Aber die Schöne – sagt der Autor der Novelle – verstand es, ihren alten Schwiegervater durch Verschlagenheit, kluges Betragen und gute Pflege so sehr für sich einzunehmen, daß er, hätte er auch viel Schlimmeres noch von ihr erfahren, nicht mehr davon lassen konnte, sie als seine Tochter zu betrachten.» Ja, so war es in der Tat; alle erlagen im Anfang dem Zauber des Mädchens. Jedoch...

*

Im *Don Quijote* – Kap. L des ersten Teiles – bringen der Pfarrer, der Barbier und der Kanonikus den guten Hidalgo, in den Käfig gesperrt, zurück in sein Heimatdorf. In einem lieblich stillen Tal machen sie sich daran, ihr Mahl einzunehmen; sie breiten ihre Speisen aus auf zartem grünem Rasen. Schon essen sie und plaudern gemütlich beim angenehmen Mittagmahl, als plötzlich aus einer Lücke im Gebüsch eine schöne Ziege in großen Sätzen hervorbricht, und hinter ihr ein Hirt, der sie verfolgt. Endlich erwischt der Hirt sie bei den Hörnern und ruft ihr diese Worte zu: «Schecke, Schecke! Du Läuferin, wie bist du heut wieder auf schlechtem Weg? Sind es Wölfe, die dich schrecken, mein Kind? Das ist es doch wahrlich nicht, meine Schöne? Aber was wird es denn sein? Du bist ein Weib, und kannst nicht ruhig bleiben; zum Henker mit deiner Laune und mit allen, denen du gleichst!»

Da die Anwesenden den Hirten gesehen und seine Rede vernommen,

unterbrechen sie ein Weilchen die Mahlzeit. Die seltsamen Worte wecken ihre Neugier.

« Tut mir den Gefallen, guter Freund – sprach der Kanonikus – und gebt euch nun zufrieden, beeilt euch nicht, die Ziege zur Herde zurückzutreiben; denn da sie ja ein Weibchen ist, wie ihr gesagt, muß sie ihrem natürlichen Triebe folgen, um so mehr, da ihr versucht, sie daran zu hindern. »

« Sie muß ihrem natürlichen Triebe folgen. » Diese Stelle im *Quijote* wird in den Kommentaren hervorgehoben, da die Episode ein Symbol, einen tieferen Sinn zu enthalten scheint. Wie wahr ist das Sinnbild dieser Ziege, dieser Entlaufenen, die ihrer Laune folgt über Berg und Tal, von Fels zu Fels, entführt von ihrer Leidenschaft, gehorsam ihrem natürlichen Triebe!

*

Der Hidalgo – einst Schüler der Universität Salamanca – lebt allein in seinem Haus. Seit zwei Jahren ist nur noch er darin geblieben. Jeden Abend, Winters und Sommers, schreitet der Mann dem Flusse zu. Es steht eine Mühle am Rande des Wassers. Neben der Tür ist eine steinerne Bank; dort setzt er sich nieder. Drinnen klappert die Mühle ihr ewig eintöniges Lied. Zwei Schritte weiter, in der Nähe des Dammes, führt eine alte Brücke über den Fluß. Eine Generation nach der andern ist auf dem schmalen Steg über das Wasser gegangen, über das Wasser, das heut – wie vor tausend Jahren – ruhig dahinfließt und sich dort unten in weicher Biegung zwischen Pappeln verliert. Der Hidalgo setzt sich nieder, und lange verharrt er in tiefer Versunkenheit. Über die Brücke geht das Leben in seiner Buntheit und Vielgestalt: ein Karren mit Komödianten; ein Wagen mit schwarzen Tüchern bedeckt, die Leiche eines großen Herrn mit sich führend; Holzhauer mit reisigbeladenen Eseln; eine Herde Vieh, das auf den Markt getrieben wird; ein Blinder mit seinem Führer; eine Pilgerschar, die nach einem fernen Wallfahrtsorte zieht; ein Trupp Soldaten. Und das Wasser des Flusses fließt dahin, gleichmütig und ruhig, während die Mühle klappert, in endlos rhythmischem Takt.

Eines Tages, als der Hidalgo zur Dämmerstunde nach Hause kam, fand er einen Brief. Er kannte die Schrift auf dem Umschlag; eine Weile blieb er versunken, reglos. In derselben Nacht machte er sich auf den Weg. Am nächsten Abend kam er an in der fernen Stadt, und blieb in einer schmutzigen Gasse, vor einem elenden Hause stehn. Vor

der Tür war ein Bedienter, der das Maultier eines Arztes am Zaume hielt.

*

In der Stadt seiner Väter schreitet der Mann wieder Abend für Abend zur selben Stunde an den Fluß, wo die Mühle steht. Er ist jetzt in tiefe Trauer gekleidet. Lange Stunden bleibt er versunken auf der steinernen Bank an der Türe sitzen. Über die Brücke geht das Leben, bunt und vielgestaltig – wie vor Jahren und wie in den nächsten Jahrhunderten. Das Wasser fließt ruhig und verliert sich in der Ferne, wo feine Silberpappeln auf blauem Himmel stehn. Die Mühle klappert immerzu. Im großen Fluß der Dinge ist kein Halten; was einmal ist, muß ewig wiederkehren.

Im Hause des Mannes liegt unter den Büchern auf dem Tisch ein Buch, dem der Dichter Ovid den Titel *Tristia* gegeben hat. Ein Zeichen liegt in der XII. Elegie, im ersten Buch, die also beginnt:

Ecce supervacua – quid enim sit utile nasci...?

«Wieder ist es der Tag meiner Geburt: ein Tag ohne Sinn, denn was ist mir geworden durch meine Geburt?» Eines Morgens blieb das Haus des Hidalgo verschlossen und keiner hat ihn mehr erblickt. Zehn Jahre später kam ein Soldat von Italien zurück, der meinte, er habe ihn von weitem gesehen; mehr wußte er nicht.

DER DUFT DER ERINNERUNG

Im Gasthof zu Toledo, den der Sevillaner und sein Weib innehatten, lebte ein schönes Mädchen mit Namen Costanza. Sie war nicht die Tochter der Wirte; diese hielten sie aber trotzdem wie ihr eignes Kind. Eines Tages entdeckte man, daß die Eltern des Mädchens Edelleute waren. Costanza verließ den Gasthof; sie heiratete einen reichen Jüngling und zog mit ihm nach Burgos.

Kein Gasthof in Toledo war den Reisenden angenehmer als das Haus des Sevillaners. Was in unserem Jahrhundert ein prunkvolles Grand Hôtel ist, das war zu jener Zeit – nur in bescheidenerem Maße – der Gasthof des Sevillaners und seiner Frau. Es gab im Hause reichlich Silberzeug. Während in andern Wirtshäusern die Maultiertreiber und Fuhrleute sich genötigt sahen, die Tiere zur Tränke an den Fluß hinunterzutreiben, konnten sie hier aus großen Eimern im Hof ihre Tiere tränken. Zahlreich und fleißig war das Gesinde; unablässig das

Hin- und Herlaufen der Futterknechte, Wasserträger, Mägde und Mägdlein im Hof und in den hohen Gängen. Beständig lärmte das Haus in vollem Betrieb. Es stiegen Ritter, Geistliche, Soldaten und Studenten ab. Neben einer seidenen Sutane tauchte die malerische Jacke eines Feldherrn auf; ein Reiherbusch mit roten, grünen und gelben Federn streifte die schwarze Haube einer alten Dame. Ein strenger Richter, der eben aus der Sänfte gestiegen, betrat an seiner Krücke den Hof; gleich darauf ein Krieger, dessen metallene Sporen hell auf dem Pflaster klirrten. Ein Geistlicher betete andächtig in seinem Brevier, aus einem Zimmer im obern Stock erscholl Gelächter von Soldaten, die ihre Liebesabenteuer zum besten gaben, bei spielenden Studenten ratterten die Würfel aufs Brett. Tag und Nacht war es nicht eine Stunde ruhig; nie wurde das Tor des Hauses geschlossen. Im Morgendämmer und bei Sonnenuntergang dröhnte auf dem Pflaster des Hofes der Takt kräftiger Hufe; mittags und abends drang durch alle Wände das Schreien und Wüten irgendeines Hidalgo, der seines Dieners Trägheit und Trunksucht züchtigte – eines jener spitzbübischen Diener, die wir bei Tirso und Lope treffen. Das Leben in seiner Vielfalt und seinem Reichtum durchströmte unaufhörlich den Gasthof des Sevillaners. Dort fand man – wonach wir vor allem begehren – Schönes und Überraschendes die Fülle.

Die geschäftige Costancica wurde von allen bewundert. Man reiste von weit her, um sie zu sehn. Niemanden ließ die Jungfrau an sich kommen; ihre Ehrbarkeit war ihrer Schönheit ebenbürtig. Der Respekt und die Bewunderung, die ihr die Gäste bezeugten, erregten den Neid der andern Mägde. An die Spitze des gemeinsamen Zornes der weiblichen Dienerschaft stellte sich Argüello, ein derbes Frauenzimmer von ungefähr vierzig Jahren. Argüello hatte die Oberaufsicht über die Betten und mengte sich selbst und alle übrigen Mägde im Haus in Liebeshändel mit den Gästen, in Lärm und Schlägereien jeder Art.

*

Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem verflossen. Die Geschichte wird von Cervantes erzählt in seiner *Berühmten Küchenmagd*. Fünfzehn Jahre alt war Costanza, als sie den Gasthof verließ; heute zählt sie vierzig Jahre. Zwei Söhne sind ihr aus der Ehe geworden, der eine ist vierundzwanzig, der andere zwanzig; der eine ist im Dienste des Vizekönigs von Neapel, der andere in Madrid, wo er sich bewirbt um einen Auftrag nach Amerika.

Costanza ist etwas stark geworden mit der Zeit. Sie ist groß, ihr Gesicht ist braun und die Nase geschwungen. Keine Hausfrau kann sie übertreffen an Gewissenhaftigkeit und Fleiß. Beim ersten Morgendämmer steht sie auf, bevor die Mägde auf den Füßen sind. Es gibt keinen Winkel, den sie nicht erforscht, kein Kleidungsstück, das sie nicht durchgesehen hätte. Sie näht die Hemden, sie haspelt die Wolle, und wenn sie nicht eben dabei ist, ein Gerät in der Küche blitzblank zu reiben, so ist sie gewiß am Zubereiten eines feinen Leckerbissens. Denn sie ist Meisterin in der Kochkunst: sie kocht Gerichte und Braten mit würzigen Tunken; ihr Pökelfleisch ist vortrefflich; das Zuckergebäck, die Haselnußkuchen, die Blutwürste, die sie in Vorräten herstellt, suchen ihresgleichen. Eine unaufhörliche, fieberhafte Tätigkeit treibt sie umher; nicht einen Augenblick kann sie ruhig bleiben. Die Weißnäherinnen, die bei ihr arbeiten, läßt sie nicht aus dem Auge; sie bestellt den Lumpensammler, welcher Resten und alte Lumpen im Hause abholt; sie winkt dem Topfbinder, dessen Ruf durch die Straße hallt und befiehlt ihm, einen Eimer oder sonst ein Gefäß zu flicken; sie spricht mit dem Wollschläger, der im Hof die Wolle ihrer Kissen mit seinem krummen Stock bearbeitet.

Das Leben einer kleinen Stadt hat seinen gemessenen, eintönigen Rhythmus. Alle Tage geschieht dasselbe zur selben Stunde. Wenn ihr eure Kindheit und Jugend in Lärm und Getriebe verbracht habt, so werdet ihr euch kaum gewöhnen an das graue, einförmige Leben in einem alten Haus, in einer alten Stadt. Vergeblich sucht ihr euch darüber wegzutäuschen; ihr mögt tun was ihr wollt, um in euch die Illusion zu erhalten, immer wird euerm Geist das Erinnern bleiben an jene geräuschvollen, lebhaften Tage der Vergangenheit. Schwer fallen in der greisen Stadt am Morgen die Glockenschläge vom Turm der Kathedrale; unter die Glocken der Kathedrale mengen sich kristallene, silberne Klänge ferner Klosterglöcklein. Der Ruf eines Trödlers hallt durch die verlassene Straße. Ein Eremit bittet um Almosen: « Gebt um Gottes Willen etwas für die Lampe unsrer Herrin, der Heiligen Lucia, die euch das Licht der Augen erhalten möge! » Später schreit ein Hausierer unter der Tür: « Kauft Zwirnband, flandrische Spitzen, holländische Leinwand, Kammertuch, portugiesischen Faden! » Ein Monat folgt dem andern; die Jahre ziehn vorbei; im Winter werden die nahen Berge weiß; im Sommer strahlen Plätze und Gassen in Sonnen-
glut; im Frühling öffnen an den Sträuchern die Rosen ihre duftenden Knospen und im Herbst gleiten sacht die gelben Blätter nieder...

Von Zeit zu Zeit gedenkt Costanza der vergangenen Jahre ihrer Jugend, dort, im Hause des Sevillaners. Vor einigen Jahren teilte ein Brief aus Toledo ihr mit, daß der Gastwirt gestorben; kurz darauf starb auch sein Weib.

*

Der eine der beiden Söhne Costanzas, der sich in Madrid bewarb um einen Auftrag nach Amerika, hat sein Ziel erreicht. Costanzas Gatte ist nach der Hauptstadt gereist; einen Monat später macht auch Costanza sich auf den Weg, um Abschied zu nehmen von ihrem Sohn. Costanza wünschte, vorerst nach Toledo zu reisen, um den Gasthof noch einmal zu sehn. Der Gasthof des Sevillaners hat seinen alten Ruf bereits verloren; andere Häuser Toledos machen ihm die frühere Kundschaft streitig. Alles sieht aus wie vorher: der Hof in der Mitte ist mit kleinen weißen Steinen gepflastert; die Dächer ringsum werden von alten, sockellosen Säulen getragen; oben öffnet sich die Galerie mit dem hölzernen Geländer. Costanza hat den Hof betreten; ihr erster Eindruck ist tiefe Befremdung: alles ist viel enger, viel kleiner, als sie es mit den Augen der Erinnerung gesehen. Keiner kennt sie im Hause und keiner weiß mehr von ihr. Nicht eine Magd und nicht ein Knecht aus ihrer Zeit ist mehr im Hause.

«Was ist aus Argüello geworden?» – fragt Costanza.

Sie ist die einzige unter der früheren Dienerschaft, von der die neuen Besitzer noch wissen. Als Costanza im Gasthof lebte, zählte Argüello fünfundvierzig Jahre; heute zählt sie deren siebzig. Alle Tage kommt sie um Almosen bitten, denn sie ist blind und taub. Sollórzano, der Fuhrmann von Illescas, ist tot; tot ist auch der Lizentiat Roman Quiñones, der Pfarrer von Escalona, dieser freundlich gesprächige Mann, der jeden Monat nach Toledo kam und im Gasthof wohnte.

Costanza unterhielt sich mit dem Gastwirt und seiner Frau, als ein gebücktes altes Weib mit schwarzer Haube mühsam an einer Krücke in den Hof gehumpelt kam. Sorgsam tastet das Mütterchen seinen Weg mit dem Stocke ab und dann und wann streckt es zögernd die Linke.

«Kommt, Mutter – sagt die Wirtin und nimmt sie bei der Hand. – Erinnert ihr euch an Costancica, die vor fünfundzwanzig Jahren im Hause gedient hat? –»

Die alte Frau versteht kein Wort. Die Wirtin wiederholt laut schreiend ihre Frage.

«Wie, was? sagten Euer Gnaden, Costancica?» –

«Jawohl, Costancica, eben ist sie abgestiegen...»

Das alte Mütterchen versteht es nicht; nach vergeblicher Anstrengung humpelt es mühsam, auf den Stock gestützt, wie es gekommen wieder von dannen.

Zwei Monate später ist Costanza zurück in Burgos. Alle Stunden aller Tage sind vollkommen gleich. Alle Tage geschieht dasselbe zur selben Stunde. Schwer fallen die Schläge der Glocken nieder; der Trödler läßt seinen Ruf erschallen; ein Hausierer nähert sich dem Tor und bietet seine Ware an. Wenn wir in unsrer Jugend glückliche Tage erlebt haben, bezaubernde Tage voll Buntheit und Überraschung – so ist der Wunsch vergeblich, sie noch einmal zu erleben. Von einer glücklichen Vergangenheit bleibt uns allein ein Duft – der Duft der Erinnerung.